

Prof. Dr. Alfred Toth

# Ontische Etymologie



## Vorwort

Etymologie ist die Lehre von der Herkunft eines Wortes. Dabei werden zwei Fälle unterschieden: Erstens der Fall, wo die Mutter von Tochtersprachen bekannt ist wie im Falle des Lateinischen und ihrer Töchter Französisch, Italienisch, Spanisch, usw. In diesen Fällen hat man sowohl die Domäne als auch die Codomäne der Abbildung einer Lautkette, also etwa lat. CASA „Haus“ und rätorum. tgiasa „id.“. Unter der Funktion wird also die Menge der lautlichen und semantischen Veränderungen bei der Abbildung  $f: \text{CASA} \rightarrow \text{tgiasa}$  verstanden. Zweitens wird der Fall unterschieden, wo die Domäne der Abbildung fehlt, wie etwa beim Urindogermanischen und den indogermanischen Sprachen Sanskrit, Altgriechisch, Lateinisch, usw. Hier kann keine Funktion rekonstruiert werden, und was die Indogermanisten tun, ist also, zugleich mit der Funktion die Domäne zu rekonstruieren, ein unsinniges, unmögliches und unwissenschaftliches Unterfangen.

Wissenschaftlich kann also nur eine Etymologie sein, bei der auch die Domänen der Abbildungen von Zeichen bekannt sind. Nun wissen wir aber, daß die Welt nicht pansemiotisch im Sinne von Peirce und Bense ist, und zwar deshalb nicht, weil ein Zeichen thetisch eingeführt werden muß und wir demzufolge nicht, wie Peirce behauptete, alles, was wir (unwillkürlich!) wahrnehmen, automatisch als Zeichen wahrnehmen. Es gibt also Objekte neben Zeichen, und entsprechend gibt es eine Objekttheorie oder Ontik neben der Zeichentheorie oder Semiotik. Traditionelle Etymologie ist nun rein semiotisch ausgerichtet: Die Gültigkeit von Lautgesetzen setzt diejenige des Arbitraritätsgesetzes von de Saussure voraus. Sowohl bei de Saussure als auch bei Peirce tritt aber das vom Zeichen bezeichnete Objekt nicht als Objekt, sondern als Objektrelation auf, Objektbezug oder signifié genannt. Die Funktion der Zeichen ist die Elimination der Erdschwere der Objekte, d.h. die weitgehende Unabhängigmachung von Ort und Zeit durch Verdoppelung der Objekte durch Zeichen, und deren Abbildungen werden durch konventionell festgesetzte Referenzen geschaffen. Es ist einfacher, eine Postkarte der Zugspitze als die Zuspitze selbst zu verschicken.

Allerdings sieht eine Etymologie, die nicht auf der vermittelten Ebene der Semiotik stehen bleibt, sondern bis zur unvermittelten Ebene der Objekte vordringt, welche also quasi die Metaobjektivation rückgängig macht, ganz anders aus als eine traditionelle Etymologie, welche keine Theorie von unvermittelten, sondern von bereits vermittelten Objekten ist.

Tucson (AZ), 9.9.2017

Prof. Dr. Alfred Toth



## Ontische Etymologie

1. Unter Etymologie wird üblicherweise metasemiotische Rekonstruktionen von Lexemen und Morphemen, also von Wörtern und Silben, mittels Lautgesetzen verstanden. Das logische Problem dabei besteht allerdings darin, daß Lautgesetze die als Etyma bezeichneten Rekonstrukte voraussetzen, diese aber hinwiederum die Lautgesetze voraussetzen. Metasemiotische Etymologie ist daher logisch zirkulär und unwissenschaftlich. Nun bedeutet aber griech. ἔτυμος nicht nur "wahr", sondern auch "wirklich", d.h. das Wort zielt nicht nur auf die Logik, sondern auch auf die der Semiotik an die Seite gestellte Ontik ab (vgl. Toth 2012). Im folgenden zeigen wir ontische Etymologie anhand eines konkreten Beispiels, und zwar der Rekonstruktion des Restaurants, das Oskar Panizza in einer Kurzgeschichte beschrieb, die er in seiner Züricher Emigrantenzzeit verfaßte und die in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift "Zürcher Diskußjonen"<sup>1</sup> erschien.

„V r e n e l i ' s G ä r t l i “ – ein Wegweiser auf offenem Waldweg, auf der Höhe des Zürichberges, und über diesem hinweg nach Norden weisend, durch Wald und Dikicht – – mir war, als stünden die Gebrüder G r i m m hinter diesem Wegweiser, und erhöben drohend ihre Arme, quer hinausstreckend wie Wegweiser, und riefen mir zu: Dort geht's in's Heidentum!

(...)

Ich war mitten im Wald. Ein Haufen von summenden, lärmenden Stimmen umbrauste mich. Vor meinen Augen gaukelten goldgeschwänzte Fasanen, und jene Märchenstimmung, die uns bei solcher Gelegenheit erfaßt, halb Furcht, halb Grausen, ließ mich vielleicht Dinge sehen, die gar nicht da waren. – Es konnte nicht mehr weit sein. Einen Wegweiser hatte ich nicht übersehen. In der Ferne zeigte sich mitten durch das Gebüsch hindurch ein lichter Punkt. Ich ging eilend darauf zu, um von hier aus eine Uebersicht zu gewinnen, und siehe: vor mir, auf prächtigem Wiesenplan, lag ein reizendes Schweizerhaus, in dem schweren Holzstil, wie sie hier allgemein bekant sind, mit schwer vorragendem Gebälk, das Dach mit großen Felsbrocken zur Festigung gegen die Stürme beladen, die aufstrebenden Pfeiler, welche die Holz-Gallerie trugen, mit Epheu und blauem Clematis umwunden; in der Vorhalle, die hochgelegen, lauschig und kühl, standen gedeckte Tischchen mit blumigen Tüchern, auf denen goldiger Honig erglänzte, einladend, speisebereit, und unter der Vorhalle, am Eingang, drei Stufen hoch, stand F r a u V e n u s – oder war es die Göttin F r e i a ? – in blendend-weißem Brust-Hemd, die Aermel bauschig gekröpft, knusprig gestärkt, die Brüste prachtvoll vorgeladen, Alles über und über mit hellen silbernen langen Ketten behängt, unter der Talje im gediegenen schwarzen Samtrock, die nicht ganz kleinen Füße in matten,

---

<sup>1</sup> Panizzas eigenständige Orthographie wird wie immer beibehalten.

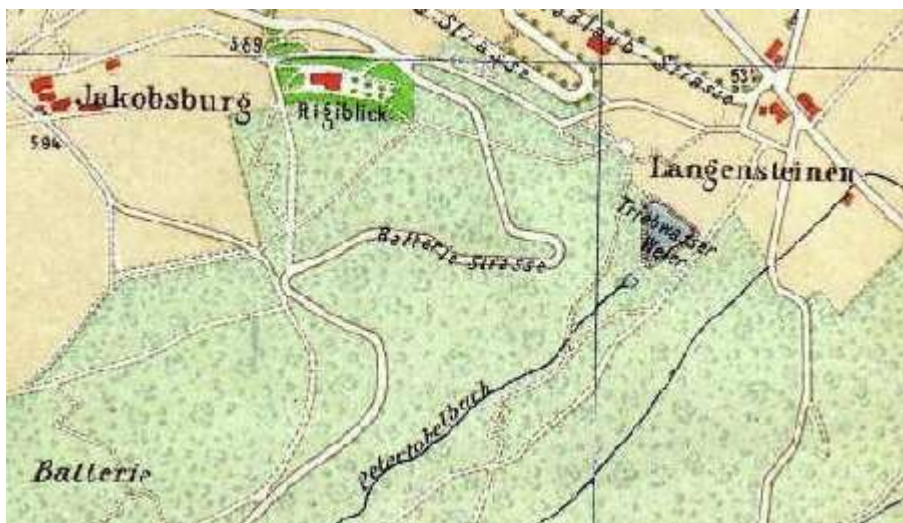
schwarzen Lederschuhen, über denen die weißen Strümpfe blizend sichtbar wurden, die ganze Figur hoch, gewaltig, prachtvoll, sicher, imponierend ..... (Panizza 1899).

## 2.1. Der ontische Ort

Der als Vrenelis Gärtli bezeichnete Ort befindet sich in der Nähe des allerdings erst nach Panizzas Züricher Zeit (Oktober 1896 bis Oktober 1898) angelegten Resi-Weiher, etwas oberhalb des Georg Büchner-Denkmal.



Vrenelis Gärtli, 8006 Zürich



1903 (Photo: Gebr. Dürst)

## 2.2. Die möglichen Systeme

Historische Tatsache ist, daß sich beim Ort des Vrenelis Gärtlis niemals ein Restaurant befand.

### 2.1. Rest. Jakobsburg

Geographisch gesehen war das dem Ort des Vrenelis Gärtlis am nächsten liegende das Rest. Jakobsburg, das, wie das folgende Bild beweist, bereits zu Panizzas Zeit bestand.



Ehem. Rest. Jakobsburg, Freudenbergstr. 112, 8044 Zürich

Es gibt jedoch keinerlei iconische Abbildung zwischen dem auf dem Bild erkennbaren ontischen Objekt und dem in Panizzas Text metasemiotisch beschriebenen ontischen Objekt.

### 2.2. Pavillon-Restaurant im Dolderpark

Hingegen bestand ab 1897 im Dolder-Park ein Holzpavillon-Restaurant, das haargenau das von Panizza beschriebene Objekt iconisch abbildet und das auf dem nachstehenden Bild erkennbar ist. Nicht-iconisch ist allerdings die Abbildung der Orte: Nach Panizzas Beschreibung stand das Rest. beim Vrenelis Gärtli "auf der Höhe des Zürichberges", während sich der Dolder-Park, weit vom Vrenelis Gärtli entfernt und einem anderen Züricher Stadtquartier angehörend, auf dem Adlisberg befindet.



Holz-Pavillon mit Restaurant, erbaut 1897, abgebrochen 1957  
(Quelle: [www.flunternenzaehlt.ch](http://www.flunternenzaehlt.ch))

### 2.3. Restaurant Degenried

Ebenfalls auf dem Adlisberg – und nicht allzu weit vom Rest. im Dolderpark entfernt, befand sich – und befindet sich heute noch, allerdings nach System-Substitution, ein weiteres, ursprünglich ebenfalls in Holzbau gefertigtes Ausflugs-Restaurant, das Degenried. Leider ist mir unbekannt, ob es zu Panizzas Züricher Zeit bereits existierte. Ferner teilt es mit dem Rest. im Dolderpark die Nicht-Iconizität der ontischen Ortsabbildung, es unterscheidet sich aber, und dies ist wesentlich, vom Rest. im Dolder-Park, durch das offenbare Fehlen der von Panizza erwähnten "aufstrebenden Pfeiler, welche die Holz-Gallerie trugen", und ebenfalls offenbar fehlt die auch von Panizza erwähnte "Vorhalle" – soweit das scheinbar einzig vorhandene Bild von 1912



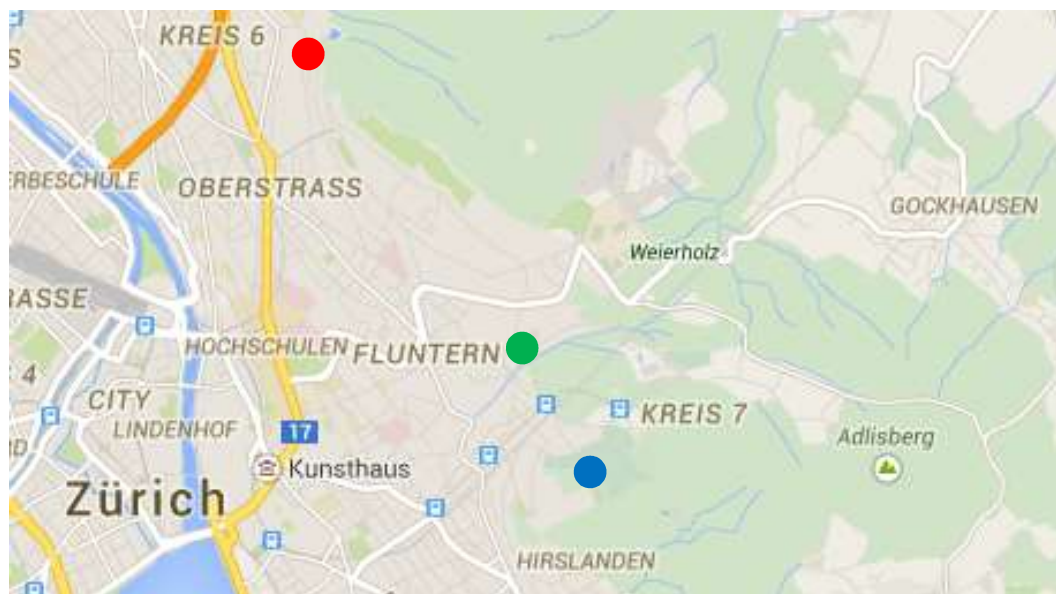
diese Beobachtungen unterstützen kann. Im Gegensatz zum Rest. im Dolder-Park findet sich also beim ehem. Rest. Degenried eine höchstens partielle iconische metasemiotisch-ontische Abbildung.



Rest. Degenried, Degenriedstr. 135, 8032 Zürich (1912)

### 3. Schluß

Wie man zeigen kann, gibt es also nicht nur logische Schlüsse, sondern auch ontische. Betrachten wir die drei diskutierten Orte der in Frage kommenden ontischen Objekte, welche durch Panizzas Beschreibung metasemiotisch abgebildet worden sein könnten.



### Legende:

- Vrenelis Gärtli (8006 Zürich-Oberstrass)
- Dolder-Park (bei Kurhausstr. 65, 8032 Zürich)
- Rest. Degenried, Degenriedstr. 135, 8032 Zürich

Der ontische Schluß lautet somit:

1. Kein ontischer Ort steht in iconischer Relation zu Panizzas metasemiotischer Beschreibung.

2. Hingegen besteht eine offenbar bijektive iconische Abbildung zwischen dem ehem. Holzpavillon-Restaurant im Dolder-Park, das also bis ins letzte Detail (man lese hierzu Panizzas vollständige Erzählung) als ontisches Objekt mit Panizzas metasemiotischer Beschreibung korrespondiert, und dem somit nur örtlich, aber nicht systemisch fiktionalen Restaurant beim Vrenelis Gärtli. Das ehem. Rest. im Dolder-Park ist folglich "mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit" das in Panizzas Erzählung beschriebene Restaurant, das dieser offenbar in seiner Züricher Zeit gerne und öfters besucht hatte.

### Literatur

Panizza, Oskar, Vreneli's Gärtli. Eine Zürcher Begebenheit. In: Zürcher Diskußjonen, 2. Jahrg., Nr. 18/19, 1899

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

## Die Ontik als Hilfsmittel der metasemiotischen Semantik I

1. Die Unkenntnis der Objekte, die auf dem völligen Fehlen einer der Semiotik zur Seite gestellten Ontik durch Bense (1967, S. 9), wenn nicht etabliert, so doch bekräftigt wird, führt natürlich, da die Metasemiotik auf der Semiotik aufbaut (vgl. Bense 1981, S. 91 ff.), dazu, daß mit dem Fehlen der Ontik auch semantische, d.h. bezeichnungsfunktionale, Defizite auftreten. So stammt franz. cour < lat. COHORTEM und bezeichnet laut den gängigen Wörterbüchern "Hof". Tatsächlich kann man aber, wenigstens in Paris, anhand der ontischen Betrachtung der raumsemiotischen "cour"-Abbildungen drei von "Hof" völlig verschiedene Bezeichnungsfunktionen nachweisen (vgl. bereits Toth 2014).

### 2.1. cour "Sackgasse"



Cour Bérard, Paris

## 2.2. cour "Durchgang"



Cour des Petites Écuries, Paris

## 2.3. cour "Passage"



Cour de la Métairie, Paris

(Zur Erinnerung sei darauf hingewiesen, daß Passagen kernexessiv, Durchgänge lediglich exessiv sind, d.h. daß die ersteren durch die Differenz von Paaren von Systemen, die letzteren durch eine Differenz eines einzigen Systemes definiert werden.)

#### Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Zur Ontik von franz. cour "Zugang, Passage". In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

## Die Ontik als Hilfsmittel der metasemiotischen Semantik II

1. Die Unkenntnis der Objekte, die auf dem völligen Fehlen einer der Semiotik zur Seite gestellten Ontik durch Bense (1967, S. 9), wenn nicht etabliert, so doch bekräftigt wird, führt natürlich, da die Metasemiotik auf der Semiotik aufbaut (vgl. Bense 1981, S. 91 ff.), dazu, daß mit dem Fehlen der Ontik auch semantische, d.h. bezeichnungsfunktionale, Defizite auftreten. So stammt franz. villa (entlehnt neben regulärem ville "Stadt") < lat. VILLAM und bezeichnet laut den gängigen Wörterbüchern "Villa". Tatsächlich kann man aber, wenigstens in Paris, anhand der ontischen Betrachtung der raumsemiotischen "villa"-Abbildungen vier von "Villa" völlig verschiedene Bezeichnungsfunktionen nachweisen (vgl. bereits Toth 2014).

### 2.1. villa "Seitenstraße, Gasse"



Villa Virginie, Paris

## 2.2. villa "Sackgasse"



Villa Patrice Boudard, Paris

## 2.3. villa "Passage"



Villa Marcès, Paris

## 2.4. villa "Durchgang"



Villa du Sahel, Paris

Literatur

Bense, Max, Semiotik. Baden-Baden 1967

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Toth, Alfred, Ontik und Raumsemiotik von franz. passage, impasse und villa.  
In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014

23.11.2015



## Metasemiotische Etymologie

1. Bereits in der in Toth (2014a) eingeführten "ontischen Etymologie" war darauf hingewiesen worden, daß metasemiotische, d.h. linguistische Etymologie in der historischen Rekonstruktionen von Lexemen und Morphemen, also von Wörtern und Silben, mittels Lautgesetzen besteht. Das logische Problem dabei ist allerdings, daß Lautgesetze die als Etyma bezeichneten Rekonstrukte voraussetzen, diese aber hinwiederum die Lautgesetze voraussetzen. Metasemiotische Etymologie ist daher von ihrer logischen Basis her gesehen zirkulär und deshalb unwissenschaftlich. In Sonderheit läßt sich daher von der logischen Basis der Etymologie nicht zwischen angeblich wissenschaftlicher und angeblich unwissenschaftlicher etymologischer "Methode" unterscheiden. Vertreter der diachronen Sprachwissenschaft, also sozusagen Berufs-Etymologen, zeigen nun aber durchwegs ein eigenartig ambivalentes Verhalten, wenn es darum geht, ihre eigene Methodik von derjenigen anderer diachron arbeitender Forscher zu kritisieren. Der folgende Textausschnitt stammt vom Romanisten Andres Kristol und wird nach Haefs (2006, S. 91) zitiert.

»Die Autoren dieser Werke, die bei einem breiten Publikum meist auf grosses Interesse stossen, gehen dabei von ihren Kenntnissen einer eher seltenen oder bei uns wenig bekannten Sprache aus, die ihnen lieb ist – es kann sich dabei um Sprachen wie das Baskische, das Bretonische, das Ungarische oder das Arabische handeln. Auf dieser Grundlage versuchen sie, Ähnlichkeiten zwischen heutigen Ortsnamen und Wortelementen dieser Sprachen zu entdecken, um unverständliche Namen zu deuten. Andere Autoren wiederum durchkämmen die Wörterbücher alter Sprachen wie das Akkadische oder das Etruskische, um zu demselben Ziel zu gelangen, obwohl diese (oder ihnen nahe verwandte) Sprachen wohl zu keiner Zeit bei uns gesprochen wurden. Ohne die Gesetzmässigkeiten der historischen Laut- und Bedeutungsentwicklung zu kennen und zu verstehen, versuchen sie, die heutigen Namen Silbe um Silbe auseinander zu nehmen, um so in Walliser, Bündner oder St. Galler Ortsnamen semitische oder ungarische Elemente zu entdecken. ...

Dazu ist zu sagen, daß Kristol vom Gegenstand seiner Kritik gar nicht betroffen ist, da die etymologische Grundlage der von ihm innerhalb des

Frankoprovenzalischen etymologisch behandelten Wörter in der Form der lateinischen Sprache ja vorhanden ist, so daß ein logischer Zirkelschluß gar nicht möglich ist. Ein solcher ist nur dann möglich, wie bereits gesagt, wenn sowohl die Domäne einer Abbildung als auch die Abbildung selbst sich gegenseitig voraussetzen, d.h. dann, wenn eine Ursprungssprache, wie etwa im Falle des "Ur-Indogermanischen", gar nicht vorhanden ist. Ferner wundert man sich, und nicht nur bei Kristols Kritik, mit welcher Verve gegen angeblich unwissenschaftliche Etymologie angegangen wird, die man doch, falls sie denn tatsächlich unwissenschaftlich wäre, einfach ignorieren würde.

2. Um es nochmals in aller Deutlichkeit zu sagen: Eine Funktion ist eine Abbildung, bei der Domänen-Elementen Codomänen-Elemente in der Form

$f: x \rightarrow y$

zugeordnet werden. Dabei kommen Fälle, bei denen entweder  $x = \emptyset$  oder  $y = \emptyset$  ist, durchaus vor. Die mathematische Kategorientheorie ermöglicht es sogar, wie sich einer ihrer Schöpfer, Saunders MacLane, ausgedrückt hatte, "mit Pfeilen zu rechnen", d.h. sowohl Domänen- als auch auf Codomänen-Elemente zu vernachlässigen. Was aber nicht möglich ist bei einer Funktion, ist, daß sowohl die Abbildung als auch entweder die Domäne oder die Codomäne leer sind, denn dann liegt überhaupt keine Funktion vor. Da sich innerhalb der aristotelischen Logik, auf der natürlich die gesamte Mathematik beruht, Abbildung und Domänen- oder Codomänenelemente nicht gegenseitig voraussetzen dürfen, muß hier in aller Deutlichkeit festgestellt werden, daß allein die Idee, eine nicht-vorhandene Ursprache (Domäne) allein aus dem Vergleich von Wörtern einer Zielsprache (Codomäne) zu rekonstruieren, ein grenzenloser Unsinn, der selbst die wundervollsten, bei ihm allerdings intendierten, Nonsens-Blüten eines Karl Valentin bei weitem übersteigt. Dieser Fall ist jedoch, um dies ebenfalls nochmals zu sagen, nicht gegeben, falls nicht nur die Zielsprache, sondern auch die Ur(sprungs)sprache vorhanden sind, wie dies etwa bei den romanischen Sprachen und dem Lateinischen oder den slawischen Sprachen und dem Altkirchenslawischen der Fall ist. Nur in diesem zweiten Fall läßt sich daher zwischen wissenschaftlicher und unwis-

senschaftlicher Etymologie entscheiden, da nur in diesem zweiten Fall überhaupt eine Methode in der wissenschaftstheoretischen Bedeutung dieses Wortes vorhanden ist. Der Unterschied zwischen wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Etymologie reduziert sich dann allerdings auf etymologisch korrekte im Gegensatz zu etymologisch inkorrekte Abbildungen. Z.B. liegt eine korrekte Abbildungen im folgenden Fall vor

{franz. case ital., span. casa    rätorum. chasa    rumän. casă}  
 ↑  
 {lat. casa}

Eine inkorrekte Abbildung liegt hingegen z.B. im nachstehenden Fall vor.

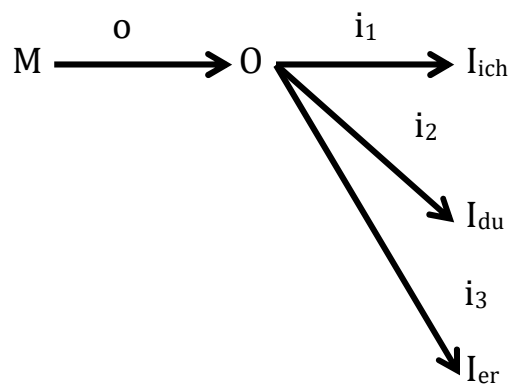
{dt. Haus    lat. casa    ungar. ház}  
 ↑  
 {\*kaS-},

d.h. falls man versuchte, aus einer für das Deutsche, Lateinische sowie Ungarische nicht-vorhandenen "ursprachlichen" Domäne ein Element auf die drei zielsprachlichen Codomänen-Elemente Haus, casa und ház abzubilden, dann setzte die Abbildung das Rekonstrukt \*kaS-, dieses aber die Abbildung voraus. Circulus vitiosus datur.

3. Bisher haben wir lediglich gezeigt, daß die sog. etymologische Methode logisch gesehen gar keine ist und in Sonderheit keine Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Methode zuläßt, außer, die Domäne ist gegeben, dann aber ist die etymologische Abbildung, wenigstens logisch gesehen, trivial. Allerdings ist die sog. etymologische Methode, wie im folgenden gezeigt wird, ein nicht nur logischer, sondern auch ein semiotischer Unsinn. Zunächst sei daran erinnert, daß die Idee der historischen Rekonstruktion – und zwar in beiden möglichen Fällen, d.h. sowohl dort, wo die Ursprungssprache, d.h. die Domäne, gegeben ist, als auch dort, wo sie nicht gegeben ist, mit der Gültigkeit des Saussureschen Arbitraritätsgesetzes steht und fällt. Nur dann, wenn zwischen einem Zeichen und seinem bezeichneten Objekt eine logisch nicht-notwendige Relation besteht, kann die Verwandtschaft von zwei oder mehr Wörtern entweder aus zwei oder mehr

verschiedenen Sprachen und/oder zu zwei oder mehr verschiedenen Zeiten überhaupt angenommen werden, denn wären Zeichen nicht-arbiträr, so könnte aus einer formalen und/oder inhaltlichen Iconizität zwischen ihnen weder auf genetische Verwandtschaft noch auf Nicht-Verwandtschaft geschlossen werden. Hieraus folgt also in Sonderheit, daß selbst dort, wo Ursprungssprachen vorhanden sind, nicht-arbiträre Zeichen wie Onomatopoeica von jeglicher Etymologie ausgeschlossen sind, da in diesem Fall die Etymologie gegen die von ihr selbst vorausgesetzte Gültigkeit des Arbitraritätsgesetzes verstieße.

Wie in Toth (2014b-e) gezeigt wurde, ist ein als Kommunikationsschema darstellbares Zeichen, d.h. eines, in dem zwischen Ich-Subjekt oder sprechender Person, Du-Subjekt oder angesprochener Person, und Er-Subjekt oder besprochener Person unterschieden werden kann, minimal eine logisch 4-wertige und semiotisch 5-adische Relation, die in der Form des folgenden semiotischen Automaten dargestellt werden kann.



Nehmen wir als Beispiel eine Inschrift aus dem Rätischen, einer Sprache, die bisher mindestens einem halben Dutzend verschiedener Sprachfamilien zugeordnet wurde, darunter Etruskisch, Illyrisch, Keltisch, Iberisch und Semitisch. Ein und dieselbe Inschrift wird nun von den drei im folgenden zitierten Autoren Rix, Bravi und Brunner auf vollkommen verschiedene Weise gelesen und übersetzt.

1. Rix (1998, S. 21)

LASPA φIRIMA ZINAχE σIKANU

"Laspa (und) Frima Sikanu haben geweiht."

2. Bravi (1979, Bd. 2, S. 23)

LASPA φIRIMAΘINA χE χIKAßIXANU - EPETAV

"Laspa Frema ha dedicato tre offerte; siano dedicate (- ? -)"

3. Brunner/Toth (1987, S. 58)

LA SBABI RIMAKI NAGEKI ḤAŠIḤANU E[N]B[IU] ETAU

"Trockne mein Bad nicht aus; wir brauchen Hilfe; ich gebe Beeren (Früchte?)"

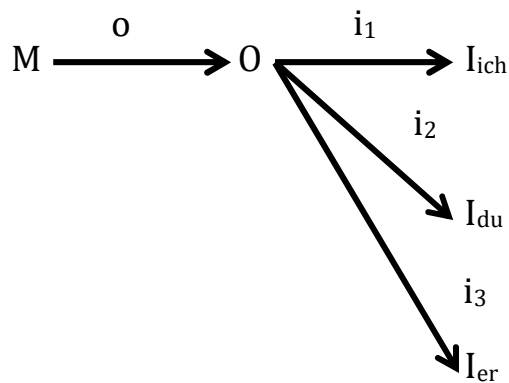
Akkad. šabābu "vertrocknen", rimku "Bad", arab. nağat "Rettung", -kī "deine (fem.)", akkad. ḥašāḥu "brauchen", enbu "Frucht".

Logisch gesehen sind alle drei paarweise voneinander verschiedenen Lesungen und Übersetzungen gleichberechtigt. Die Fälle 1 (Rix) und 2 (Bravi) unterscheiden sich jedoch darin, daß sie im Gegensatz zum Fall 3 (Brunner) eine Textsorte voraussetzen, d.h. eine Weihe-Inschrift annehmen, eine Annahme, die übrigens durch den ontischen Kontext der Inschrift in keiner Weise gestützt ist. Der Grund für diese Annahme liegt jedoch darin, daß die indogermanischen Inschriften im Alpenraum sehr oft Weiheinschriften sind bzw. angeblich sind. Das bedeutet, daß die Annahme der Textsorte die weitere Annahme impliziert, daß die rätischen Inschriften indogermanisch sind. Aus diesen zwei weder ontisch noch semiotisch gestützten Annahmen werden drittens dann Personennamen rekonstruiert nach dem Vorbild moderner, d.h. zeitdeiktisch und damit ebenfalls logisch verschiedener metasemiotischer Verben mit 3-wertiger Argumentstruktur (Valenz), wie z.B. im Dt. "A weiht dem B ein C". Rix widerspricht sich im Gegensatz zu Bravi jedoch selbst in dieser auf drei gegen die Logik vestoßenden Schlüssen, indem die Valenz-Position C bei ihm im Gegensatz zu Bravi gar nicht auftaucht. Obwohl also sowohl Rix als auch Bravi annehmen, daß die rätische Sprache eine dem Etruskischen nächstverwandte Sprache sei (die zudem, viertens, linguistisch äußerst kontrovers, stillschweigend gleich noch als zur indogermanischen Sprachfamilie gerechnet wird), kommen sie zu verschiedenen Lesungen und Übersetzungen, bei denen nicht nur nicht die Zeichen ein und derselben

Inschrift, sondern nicht einmal die stipulierten Morphem-, d.h. Silben-Grenzen übereinstimmen. Fall 3 dagegen, Brunner, teilt keine der vier paarweise von einander abhängigen und gegen die Logik verstoßenden Annahmen, er stellt, semiotisch korrekt, lediglich eine iconische Abbildung zwischen der rätischen Inschrift und Lexemen der semitischen Sprachfamilie zusammen. Deswegen ist er im Gegensatz zu Rix und zu Bravi imstande, im Anschluß an die Lesung und die Übersetzung der Inschrift die Wörter, welche in dieser Inschrift erscheinen, real existierenden Ursprungssprachen zuzuordnen, d.h. er behandelt das Rätische relativ zu semitischen Sprachen wie die romanischen Sprachen relativ zum Lateinischen behandelt werden und entgeht dadurch auch dem logischen *circulus vitiosus*.

Es sei allerdings betont, daß dadurch keinesfalls bewiesen ist, daß Brunners Übersetzung korrekt ist. Sie beruht nämlich immerhin auf der Annahme, daß Rätisch eine semitische Sprache sei. Allerdings tut er damit nichts anderes als es z.B. die Romanisten tun, wenn sie, streng genommen ebenfalls unbewiesen und unbeweisbar, das Lateinische als Mutter der Töchter der romanischen Sprachen voraussetzen- alles andere als eine Banalität, wenn man sich den hohen Prozentsatz nicht-lateinischer Erbwörter z.B. in den iberoromanischen Sprachen, im Rätoromanischen oder gar im Rumänischen in Erinnerung ruft. Da diese Methode, wie bereits mehrfach gesagt wurde, aber weder logisch zirkulär noch semiotisch unsinnig ist, ist auch die Annahme der Möglichkeit, daß eine zunächst unbekannte Sprache mindestens einer Sprache einer bekannten Sprachfamilie genetisch verwandt ist, eine *conditio sine qua non* der Sprachwissenschaft, da es sonst überhaupt nicht möglich wäre, irgendwelche genetischen Verwandtschaften zwischen Sprachen festzustellen. Man wüßte dann z.B. auch nicht, daß die so sehr deutsch klingenden Wörter BÜchse, Tisch und Dose weder deutsch noch germanisch, sondern griechisch sind.

Der formale Grund für die Notwendigkeit dieser Annahme liegt eben, wie in den zitierten semiotischen Arbeiten gezeigt worden war, darin, daß in dem minimalen kommunikativen semiotischen Automaten



das Ich-Subjekt ohne diese Annahme der Möglichkeit, daß eine Sprache A und eine Sprache B miteinander genetisch verwandt sind, gar nicht bestimmt werden kann. Fällt aber das Ich-Subjekt weg, dann entfällt mit der Definition der elementaren triadischen Zeichenrelation

$$Z = (M, O, I)$$

das ganze Zeichen, d.h. dann kann man eine mutmaßliche Inschrift höchstens als "Kritzelsequenz", z.B. verursacht durch Pflugscharen von in Äckern gefundenen Steinen, deuten. Die Annahme eines Ich-Subjektes als kommunikativem Sender ist also absolut notwendig, um die weiteren Abbildungen der drei deiktisch differenten und irreduziblen Interpretantenbezüge, d.h.

$$i_1: (M \rightarrow O) \rightarrow I_{\text{ich}}$$

$$i_2: (M \rightarrow O) \rightarrow I_{\text{du}}$$

$$i_3: (M \rightarrow O) \rightarrow I_{\text{er}}$$

vorzunehmen und also wenigstens die Möglichkeit einer weder gegen die Logik noch gegen die Semiotik verstoßenden und damit methodisch, d.h. wissenschaftstheoretisch einwandfreien Lesungen und Übersetzung von Texten in zunächst unbekanntem Sprachen vorzunehmen.

## Literatur

Bravi, Ferruccio, La lingua dei Reti. 2 Bde. Bolzano 1979-80

Brunner, Linus/Alfred Toth, Die rätsische Sprache. St. Gallen 1987

Haefs, Hanswilhelm, Handbuch zur Kunde deutschsprachiger Ortsnamen.  
Norderstedt 2006

Rix, Helmut, Rätisch und Etruskisch. Innsbruck 1998

Toth, Alfred, Ontische Etymologie. In: Electronic Journal for Mathematical  
Semiotics, 2014a

Toth, Alfred, Zu einer mehrwertigen semiotischen Automatentheorie. In:  
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014b

Toth, Alfred, Kommunikationsschemata I-II. In: Electronic Journal for  
Mathematical Semiotics, 2014c

Toth, Alfred, Bemerkungen zum semiotischen Kommunikationsschema. In:  
Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2014d

Toth, Alfred, Interpretantenbezug und Subjekt. In: Electronic Journal for  
Mathematical Semiotics, 2014e



## Wie tief liegt wissenschaftstheoretisch die Etymologie?

1. Die populäre Vorstellung von Etymologie besteht darin, daß man durch eine Art von Abbildungen real existierende Wörter von lebenden oder toten Sprachen auf ihre "Urformen", aus denen sie sich angeblich entwickelt bzw. von denen sie sich angeblich wegentwickelt haben haben, zurückführt, also diese Urformen "rekonstruiert". Beispielsweise gehen franz. case "Hütte", ital. casa "Haus" und rätorom. tgiesa "id." alle auf lat. CASA zurück, und die Unterschiede zwischen den lateinischen und den romanischen Konsonanten und Vokalen werden durch sog. Lautgesetze geregelt (z.B. die Palatalisierung von C vor A und diejenige von A in offener Silbe mit anschließender Diphthongierung, wobei sich dann die Frage stellt, welche Palatalisierung zuerst war, d.h. ob diejenige von C vor A den Vokalwechsel  $a > e > ie$  ausgelöst hat, oder ob die Ordnungen der beiden Abbildung nicht konvers war). Auf jeden Fall bekommt man den Eindruck, man rekonstruiere aus "konkreten" Wörtern "abstrakte" Urformen, wobei man den letzteren mehr erkenntnistheoretische Allgemeinheit zuspricht als den ersteren.

2. Der folgende Aufsatz zeigt, daß diese Annahme grundfalsch ist. Wir gehen mit Toth (2015a) aus von der Möglichkeit, nicht nur die Peanozahlen durch ungeordnete Mengen vermöge des Satzes von Wiener und Kuratowski zu definieren, sondern auch die Hierarchie von Objekten

$$0 := \emptyset = \Omega$$

$$1 := \{\emptyset\} = \{0\} = \{\Omega\}$$

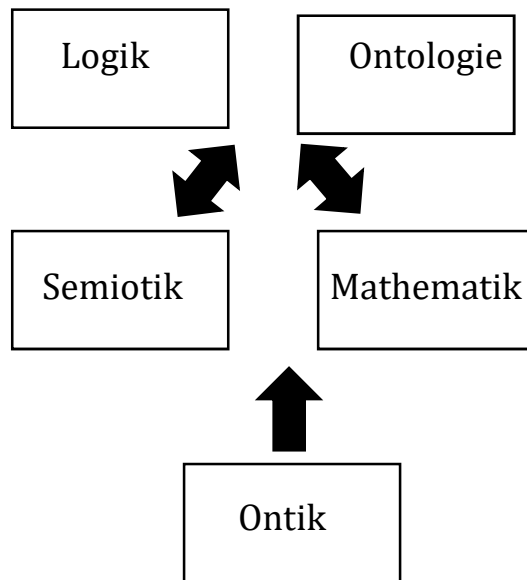
$$2 := \{\emptyset, \{\emptyset\}\} = \{0, 1\} = \{\{\Omega\}\}$$

$$3 := \{\emptyset, \{\emptyset\}, \{\emptyset, \{\emptyset\}\}\} = \{0, 1, 2\} = \{\{\{\Omega\}\}\}.$$

Wegen  $Z = \{\Omega\}$  können wir die resultierende ontische Hierarchie als ontisch-semiotische Hierarchie wie folgt darstellen.

$$\begin{array}{c}
\{\{\{\Omega\}\}\} = \{\{Z\}\} \\
\uparrow \\
\{\{\Omega\}\} = \{Z\} \\
\uparrow \\
\{\Omega\} = Z \\
\uparrow \\
\Omega
\end{array}$$

Diese Hierarchie korrespondiert, wie bereits in Toth (2015b) dargestellt, der wissenschaftstheoretischen heterarchischen Hierarchie



Wie man allerdings feststellt, erreichen diese 5 Wissenschaften lediglich die zweithöchste Stufe in der ontisch-semiotischen Hierarchie, d.h. diejenige von

$$\{\{\Omega\}\} = \{Z\}.$$

3. Damit stellt sich die Frage: Wenn Z Zeichen sind und {Z} somit Metazeichen (vgl. dazu Bense 1981, S. 91 ff.), was sind dann {{Z}} und ihre ontischen Entsprechungen {{{Ω}}}? Hierzu gibt es einen leider nicht nur von Logikern,

sondern auch von Semiotikern übersehenen Vorschlag von Albert Menne (vgl. Menne 1992, S. 45).

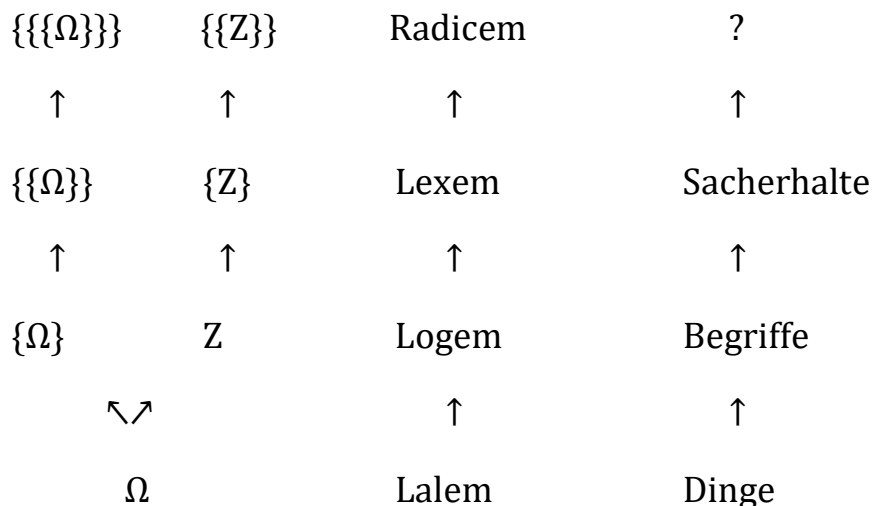
2.26 Aber unsere Unterscheidung hat schließlich noch eine ontologische Parallele! Zu den Kategorien des Wortes lassen sich Kategorien auf seiten des vom Wort Bezeichneten aufweisen.

2.261 Dem konkreten, individuellen Wortereignis, dem Lalem, entsprechen die konkreten, individuellen *Dinge*.

2.262 Dem Logem dagegen, als der Klasse der isomorphen Laleme, würden die *Begriffe*, die Universalien entsprechen, als gemeinsame Strukturen der Dinge.

2.263 Dem Lexem schließlich, das durch Deklination, Konjugation usw. Bezüge des Logems darstellt, würden die *Sachverhalte* entsprechen, die ja als Begriffsgefüge aufgefaßt werden können. Hingegen scheint es mir wiederum problematisch, für das Radicem auf seiten der Dinge, im Bereich des Seienden, eine Parallele zu finden.

Menne schlägt also für  $\{\{Z\}\}$  den Begriff des Radicems vor, und es ist klar, daß dieser Begriff von der in der Etymologie verwandten "Wurzel" eines Wortes abgeleitet ist. Demnach haben wir folgendes dreifaches hierarchisches System zwischen Ontik, Semiotik und Logik vor uns.



Auch wir haben keinen Vorschlag für die ontische Korrespondenz des Radicems, aber der Schluß dieser Studie steht fest: Vom Objekt über die Stufen von Mengen von Objekten bzw. vom Zeichen über die Stufen von Mengen von Zeichen führt der Weg nicht etwa von Konkretion zu Abstraktion, sondern

konvers von Abstraktion zu Konkretion. Zeichen bezeichnen Objekte und sind daher bereits konkreter als Zeichen. Die Logik und die Erkenntnistheorie, welche über Aussagen bzw. Eigenschaften operieren, die Zeichen darstellen, welche wiederum Objekte bezeichnen, setzen also nicht nur Objekte und Zeichen, sondern bereits Metazeichen voraus. Das Radicem schließlich setzt alle genannten Entitäten sowie zuzüglich ein Meta-Metazeichen voraus und ist daher nicht maximal abstrakt, sondern maximal konkret. Die Etymologie steht somit auf höchster und nicht auf tiefster wissenschaftstheoretischer Stufe innerhalb der ontisch-semiotisch-logischen Hierarchie.

#### Literatur

Bense, Max, Axiomatik und Semiotik. Baden-Baden 1981

Menne, Albert, Einführung in die Methodologie. 3. Aufl. Darmstadt 1992

Toth, Alfred, Objekte, Zeichen und Metazeichen I-II. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015a

Toth, Alfred, Die Ontik als tiefste wissenschaftstheoretische Fundierung. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2015b

## Etymologie und Kriminalistik

1. Im folgenden geht es natürlich nicht um einen verborgenen Zusammenhang zwischen der linguistischen Teildisziplin der Etymologie und der Kriminalistik, sondern es soll anhand der Methoden dieser beiden Disziplinen ihre methodische Defizienz aus systemtheoretischen Gründen aufgezeigt werden.

2. Wir beginnen mit einem Paradebeispiel für kriminalistische Methodik. Als Vorlage dient der am 7.2.2015 wieder-ausgestrahlte Fernsehfilm "Der Schmerz der Liebe" aus der Serie "Ein Fall für zwei". Der nachfolgende Text ist eine akkurate Inhaltsangabe, die auf der Webseite "teleboy.ch" erschienen ist.

Dr. Marion Röder, jüngste Chirurgin an der Omega-Klinik, wird bei ihrer Geburtstagsfeier unter Kollegen von ihrem betrunkenen Ex-Freund, dem Orthopäden Dr. Jürgen Mattes, massiv bedroht. Noch in der selben Nacht findet die Ärztin in ihrem Haus von ihrer Freundin Laura Finke tot aufgefunden. Dem Opfer wurde die Kehle durchgeschnitten. Dr. Mattes hat kein Alibi und wird verhaftet. Die Klinikchefin Theresa Hirsch und ihr Ehemann Alexander, ein erfolgreicher Banker, sind fassungslos über den Tod der jungen Ärztin, mit der sie gut befreundet waren.

Lessing übernimmt Mattes' Verteidigung. Der Arzt ist verschlossen, kann sich angeblich an nichts mehr erinnern. Was verheimlicht Mattes seinem Anwalt? Die Beweise gegen den Mandanten sind erdrückend, denn Mattes' Fingerprints sind an der Tatwaffe und am Tatort. Auch wird er von der Freundin des Opfers schwer belastet. Eine DNA-Spur von ihm findet sich sogar unter dem Fingernagel des Opfers. War es Mord im Affekt, weil das Opfer Mattes' Liebe verschmähte?

Matula findet inzwischen Hinweise auf verschiedene Männer in Marion Röders Leben. Eine dubiose Rolle spielt von Anfang an der Unternehmer Christoph Arend. Matula überrascht den Großhändler für Medizintechnik am Tatort, als er den Sekretär des Opfers durchwühlt. Hatte der verheiratete Mann eine Beziehung mit dem Opfer, wie er behauptet, oder versucht Arend etwas ganz anderes zu vertuschen? Matula recherchiert: Verunreinigtes Medizingerät aus China, von Arend an die Omega-Klinik geliefert, hatte zum Tod eines Patienten geführt. Und Dr. Röder war im Begriff, den Skandal aufzudecken. Davon ist auch Dr. Mattes überzeugt, dem es gelingt, aus der Haft zu fliehen.

Als Mattes zu Arend fährt und diesen zu einem Geständnis zwingt, wird er von Matula gestoppt und zum Aufgeben überredet.

Inzwischen zeichnet sich eine ganz andere Liebes-Tragödie im Umfeld der toten Chirurgin ab: Matula spürt Fotos auf, die Marion Röder bei heimlichen Treffen mit einem Mann in Zürich zeigen. Hat diese Liebe zum tragischen Tod der jungen Frau geführt?

Da "Spoilers" verpönt sind, erfährt man aus dieser Inhaltsangabe natürlich nicht, daß am Ende keiner der zahlreichen von der Polizei bzw. von Dr. Lessing und Matula verdächtigten Subjekte, sondern die Ehefrau eines Mannes, der ebenfalls mit Dr. Röder eine Beziehung hatte, die Täterin ist.

Die Polizei geht in solchen Fällen bemerkenswerterweise von einer Methode aus, die der auch als "stratigraphisch" bekannten, d.h. metaphorisch der archäologischen entlehnten, Methode der Etymologie verwandt ist: Als primäre Tatverdächtige zählen immer zunächst die Ehepartner, dann die Nächstverwandten, erst dann die Nachbarn – und noch ferner stehende Subjekte werden oft gar nicht in die Ermittlungen eingeschlossen. In der Linguistik geht man z.B. im rätoromanischen Sprachgebiet Graubündens zuerst vom Lateinischen (der Mutter der romanischen Sprachen, als deren Töchter betrachtet), dann vom Deutschen und Italienischen (Adstrat als Nachbarschaft) aus, aber dann sind wie die kriminalistischen so auch die etymologischen "Ermittlungen" meist bereits abgeschlossen. Doch genauso wie es in der Kriminalistik Fälle gibt, wo der Täter gar nicht aus dem Umfeld des Opfers stammt, so kann es auch in der Linguistik Wörter geben, die sich ebenfalls weder von der jeweiligen Ursprache noch von einer Adstratsprache herleiten lassen.

3. Ebenfalls ein Paradebeispiel stellt für etymologische Methodik die Deutung des St. Galler Ortsnamens "Grabs" dar. Im folgenden seien alle bis 1974 vorgeschlagenen, einander fast völlig paarweise widersprechenden Deutungen in der minutiösen Analyse aus Hans Strickers Dissertation abgelichtet wiedergegeben (vgl. Stricker 1974, S. 97 ff.).

2. Bisherige Deutungen (in chronologischer Folge)

- a) Steub, Urbewohner 67: Grabs < ("rhätisch") CARAVETES, CARAVATES.
- b) Steub, Rät.Ethn.160: Grabs geht nicht auf ("rhätisch") CARAVUSA, sondern nach Quaravedes auf CARAVATUSA zurück (so im Kap. Ortsnamen, die aus dem Rtr. "nicht zu erklären und daher für rhätisch zu halten sind").  
ibid. 189: Das anl. qu ist auffällig, romanische Deutung aber doch kaum zulässig.
- c) Gatschet, Ortsetym.Forsch.10 f.: Ein Ort Carré bei Genf ... urk. Quadruvium ... hat eine Parallele im st.-gallischen Grabs. Dieses rhätisch umgestaltete Wort ist aus dem Ablativ Pl. von QUADRIVIUM 'Kreuzweg' entstellt.

- d) Steub, Kl.Schriften 3,310: Grabs ist ganz sicher QUATUOR ABIETES; Gatschets Vorschlag ist anzufechten. (Zitiert nach Götzingen 19)
- e) M.R.Buck führt in Alemannia 9,179 Grabs, bzw. Quaravedes auf ein CARAPETIS von carap, crap 'Stein' zurück. - In Alemannia 12,228 hingegen nimmt er "mit Schneller" AD QUATUOR ABIETES 'vier Tannen' an. (Zitiert nach Götzingen 19)
- f) Götzingen 18 f. führt eine recht umfangreiche Belegsammlung an; diese ist allerdings in einigen Punkten (Formen, Datierungen) nicht genau. Cf. die diesbezüglichen Anmerkungen oben s.v. Belege. Nach ihm ist die von Steub und Schneller vorgeschlagene Erklärung AD QUATUOR ABIETES "entschieden" die wahrscheinlichste. Gatschets QUADRIVIUM würde zwar der Lage des Ortes entsprechen, "sonst aber nichts".
- g) Studer, Schw.ON.118: Grabs, "rät. CARAVATUSA". Auch er gibt einige teils fehlerhafte hist. Belege, etwa: 858 (!) Grabdis, 1050 Quaravela (!), und fährt fort: "wird als AD QUATUOR ABIETES erklärt".
- h) Schlatter II,71 ff.: Grabs lässt sich aufgrund der hist. Belege erkennen als "ungeheuer zusammengezogene" Restform aus QUADRA (> g-) und RAPITIA (Adj. zu RAPA 'Rübe') + -s (pl.). Über \*Quadrapitias "gleich Quadrapitis" (sic) wird \*Grapitis > Grap-tis > Graps, Grabs. Rtr. y wurde wohl unter dt. Einfluss zu p oder h rückverwandelt. QUADRAS RAPITIAS sind also mit Rüben besetzte, für Rübenbau geeignete Felder.
- i) Samml.Hist.Verein SG: Grabs stammt von Graps, Craps, Crappas.
- k) Planta, Rtr.Urk.72: Quaradives < -ATIBUS?. In Jud, Grabs 308 wird seine Hypothese verdeutlicht: Der Name der Bewohner des alten römischen vicus Quadra, QUADRATES, hat sich im Ablativus locativus erhalten: QUADRATIBUS > Qua(d)radeves (cf. Reims < REMIS).

- 1) Gabathuler (Verfasser von Gabathuler, ON.?! ) schlägt nach Peter, Grabs 175 QUADRA + VADES, VEDES 'Furt' vor.
- m) Jud. Grabs: Wir fassen die Studie in Thesen zusammen:
- α) Die Urkundenform erscheint in zwei Varianten, nämlich 'Quaravedes' mit der Silbe -ved-, -vad- einerseits, 'Quaradaves' mit der Silbe -dev-, -day- andererseits. Die meisten Belege des - häufigeren - 1. Typs entstammen Urkunden, die ausserhalb des Rheintales, in der Kaiserkanzlei, geschrieben wurden. Immerhin gehört auch die Form des Churer Einkünfterodels hieher. Typ 2 hat darum ebenfalls Gewicht, weil diese Formen aus der Vita Sancti Galli stammen. Man muss um 770 in St. Gallen den Namen genau gekannt haben; ein Verschrieb kann nicht angenommen werden.
- β) Es bestanden - für ein sprachliches Grenzgebiet<sup>3</sup> nicht weiter erstaunlich - im Rheintal seit altem zwei Namenformen, deren eine nachträglich unterging:
- eine "alem." Form: 'Quaravedes' (Typ 1; daraus > Grabdis > Grabs, s.u.)
  - eine "rtr." Form: 'Quaradeves' (Typ 2).
- γ) Zur Betonung dieser Urkundformen: Grábdis, Grabs setzen ein Proparoxyton 'Quadrávedes' fort. Es kann aber ein sekundärer alem. Akzentrückzug (cf. CAMPÉLLU > Gámpele etc.) stattgefunden haben; für das Rtr. von Grabs darf "unbedenklich" eine ursprüngliche paroxytone Form Quadravádes (< \*Quadravátes) angenommen werden. Mit der Verdrängung des Rtr. aus Grabs aber ging der Sieg der proparoxytonen Form einher: Qua(d)rávedes<sup>4</sup> wurde über Garábedes<sup>5</sup> zu Grabdis (Reduktion des vorton. a und des nachton. e) und > Grabs.



δ) Zu den bisherigen Deutungen:

Götzingers QUATUOR ABIETES ist nicht zu halten, da das T in QUATUOR nirgends sonorisiert worden ist. Auch kennt Graubünden keinen Reflex von ABIES, sondern nur von ABIETEUS (surselv. viez 'Weisstanne').

Plantas QUADRATIBUS ist unwahrscheinlich; das Suffix -ATES erscheint nur in Verbindung mit vorröm. Namen. QUADRA + -ATES als Name für die Bewohner wäre "mehr als auffällig"; die Ablativendung -IBUS ist kaum anderswo erhalten.

ε) Das im rtr. Raum sehr vitale Quadra liegt zweifellos vor. Es ist in mehreren Fl.N. des St.Galler Oberlandes (worunter in Grabs) bezeugt und kommt in den meisten Gemeinden von Romanischbünden vor. Quadra-Fluren erscheinen fast durchwegs nur einmal in derselben Gemeinde.

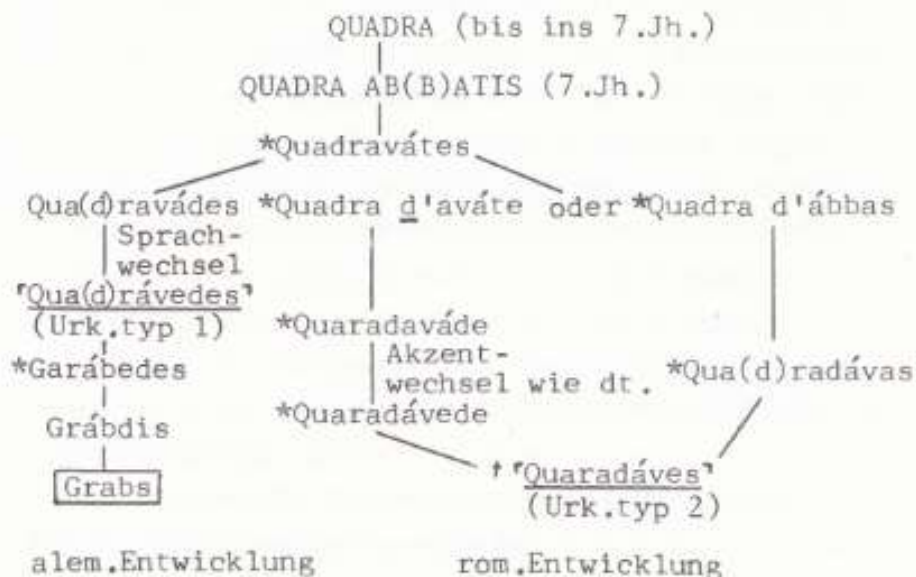
ζ) Für die Deutung des zweiten Namentails ist des Ereignisses zu gedenken, das zur ersten urkundlichen Erwähnung von Grabs in der Vita Sancti Galli geführt hat: In Grabs holt Willimar von Arbon den vor Herzog Kunzo flüchtenden Gallus ein und vermag ihn zur Rückkehr in die begonnene Missionsarbeit am Bodensee zu bewegen. Hier vollzieht sich die entscheidende Wende im Leben des Heiligen, nur dank dieser Umkehr kommt es zur späteren Gründung des Klosters St.Gallen. Seinen Grabser Gastgeber, den Romanen Diakon Johannes, bildet Gallus in Arbon zum Priester aus und bewirkt durch seine Fürsprache dessen Wahl zum Bischof von Konstanz. In Erinnerung an diesen denkwürdigen Aufenthalt von Gallus in Grabs (das damals - anfangs des 7.Jh. - nur Quadra hiess) zeichnet Bischof Johannes seinen Heimatort mit dem Ehrentitel des irischen Glaubensboten, ABBAS, aus: QUADRA ABBATIS. Dass in der älteren Vita

(um 770) bereits Quaradaves verwendet wird, ist zwar anachronistisch, zeigt aber, dass dem Verfasser diese neue Form geläufig war.

- η) QUADRA ABBATIS (bzw. rätolat. ABATIS) wurde als Quadravátes von den benachbarten Alemannen und den deutschsprachigen Kanzleien aufgenommen (mit Akzentrückzug zu Qua[d]rávedes).
- θ) Dem rtr. Sprachgefühl widerstrebte aber der nur noch in versteinerten Formeln lebendige lat. Genitiv; an seine Stelle trat analytische Verbindung mit DE: \*Quàdra d'aváte.
- ι) Nun setzte sich auch hier der von der alem. Namenform her bekannte Akzentrückzug durch: Es entsteht \*Quaradávede, das den belegten Formen des Typs 2 (\*Quaradáves) unmittelbar vorangeht.

- κ) Falls die Rheintaler Rätoromanen den Ehrentitel abbas als versteinerten Nom.-Vok. gekannt hätten, könnte anstelle des eben Ausgeführten auch eine Bildung Quadra d'ábbas (gesprochen 'Quadradávas') den Belegtyp 2 erklären.

Schematische Darstellung von Juds Auffassung:



n) Oettli, ON.109, Bruckner, Schw.ON.53 und Schmid, 'Rtr.Dekl.51 übernehmen Juds Deutung. Dabei ist nach letzterem (loc.cit. und p.66, Anm.2) das Genitiv-g von QUADRA ABBATIS während des langen Verfallsprozesses der Mehrkasusflexion als Zeichen des Nom.Sg. aufgefasst worden, weshalb es bei obliquer Stellung des Namens nicht gesetzt wurde (cf. 1050 "inter Bvgv et Qvaravede").  
Auch Churf.führer 189 wiederholt, Zweifel andeutend, die Erklärung Juds.

Obwohl Strickers Dissertation 1981 in "zweiter, unveränderter Auflage" erschienen war, erschien zwischen 1974 und 1981, genauer: 1977 eine Publikation Gerold Hiltys, in der eine weitere, von allen bisherigen völlig verschiedene Deutung des Ortsnamens Grabs vorgeschlagen wurde (vgl. Hilty 1977). Nach Hilty soll das Etymon \*CAPUT-DE-RAPIDA "Kopf der Stromschnelle" sein. Diese letztere Etymologie stellt also eine Art von diabolus ex machina dar, wie sie auf kriminalistischem Gebiet der nicht aus dem Umfeld des Opfers stammende Täter darstellt. Warum Stricker diese neue Deutung nicht einmal in einem Anhang zur Neuauflage aufgenommen hat, ist mir unbekannt.

4. Das generelle Problem der "stratigraphischen" Methode, sowohl in der Beschränkung auf Subjekte aus dem sozialen Umfeld des Opfers in der Kriminalistik als auch in der Beschränkung auf Sprachen aus dem linguistischen Umfeld von Wörtern in der Etymologie, ist also zwar nicht grundsätzlich falsch, aber sie kann zu gravierenden Fehlschlüssen führen – sowohl im Falle der Verdächtigung des Arztes Dr. Mattes als auch im Falle der Legion von Fehldeutungen des Ortsnamens Grabs. Der Grund dafür liegt darin, daß beide Methoden sich auf die elementare Systemdefinition

$$S^* = [S, U]$$

(vgl. Toth 2012) beschränken und die Möglichkeit der Einbettung von  $S^*$  selbst, d.h. in Teilmengenrelationen wie

$$S^* \subset S^{**} \subset S^{***} \subset \dots$$

außer Betracht lassen. In der Kriminalistik wird diese systemische Restriktion als "einseitige Ermittlung" bezeichnet, und in der Etymologie folgt sie aus der niemals gestellten Frage, ob in Europa – wie z.B. in der Südsee – nicht auch mit der Möglichkeit von paläolithischen Völkerwanderungen gerechnet werden muß.

#### Literatur

Der Schmerz der Liebe. Serie: Ein Fall für Zwei. Regie: Marcus Ulbricht. Originalausstrahlung vom ZDF am 27.11.2009

Hilty, Gerold, Der Ortsname Grabs im St. Galler Rheintal. In: Onoma 20, 1976, S. 217-227

Stricker, Hans, Die romanischen Orts- und Flurnamen von Grabs. Diss. Zürich 1974, 2. Aufl. Weite-Fontnas 1981

Toth, Alfred, Systeme, Teilsysteme und Objekte I-IV. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics 2012

## Semiotisch-logischer Stufenbau und Etymologie

1. Eine Besonderheit der Semiotik von Albert Menne (vgl. Menne 1992, S. 39 ff.) besteht darin, daß im semiotisch-logischen Stufenbau eine dreifache Abstraktion vorgenommen wird

${}_4Z^2$	Signifikant	Signifikat
Ereignis	Lalem	Dinge
Gestalt	Logem	Begriffe (Universalien)
Funktion	Lexem	Sachverhalte (Begriffsgefüge)
	Radicem	?

Z.B. stellt die konkrete Realisation der Wörter "stecken", "steckst", "Stock", "Stöcke" je ein Lalem dar. Wird von von der raumzeitlichen Manifestation abgesehen, so liegt je ein Lexem vor, d.h. Isomorphieklassen der jeweiligen "sign events". Wird nun zusätzlich von den grammatischen Funktionen, d.h. von steck-en (Inf.) vs. steck-st (2. Sg.) sowie von Stock vs. Stöck-e (Umlaut und Endung zur Markierung des Nom. Pl.) abstrahiert, so fallen die beiden Lexeme "stecken" und "steckst" in ein Logem STECKEN und die beiden Lexeme "Stock" und "Stöcke" in ein Logem STOCK zusammen. Ganz neu bei Menne ist nun der weitere Abstraktionsschritt, der sowohl STECKEN als auch STOCK in ein einziges "Radicem", das man z.B. durch STE/OCK- bezeichnen könnte, zusammenfallen läßt. Als Grund gibt Menge an, daß die beiden Lexeme STECKEN und STOCK "einen gewissen Bedeutungsgehalt gemeinsam" haben (1992, S. 44).

2. Eine Etymologie, die auf der Menne-Semiotik aufbaut, muß also radikal verschieden sein von der herkömmlichen junggrammatischen Etymologie, welche radikal phonetisch orientiert ist (sog. linguistische Rekonstruktion).

Natürlich wird phonetische Ähnlichkeit auch in der Menneschen Radicem-Theorie berücksichtigt, aber wegen dieser auf der Annahme der ontisch-semiotischen Isomorphie beruhenden Semiotik spielt die Semantik keine untergeordnete Rolle. Da die Mennesche Bedeutungsrelation die Sprache, d.h. das Repertoire der Zeichen, mit enthält, können ferner Radiceme nur von derselben Sprache angehörigen Zeichen gebildet werden. Man könnte also z.B. unmöglich lat. quattuor, griech. téttara und dt. "vier" auf ein gemeinsames Radicem zurückführen, denn es gibt keine Sprache, welche sowohl die lateinischen, griechischen und deutschen Zeichen enthält. Dagegen beruht die linguistische Rekonstruktion auf einem Zirkelschluß: Die sog. indogermanische Ursprache, welche diese drei (sowie zahlreiche weitere) Sprachen enthält, ist aus den Zeichen rekonstruiert, aber sie wird gleichzeitig zur Rekonstruktion dieser Zeichen vorausgesetzt. Nehmen wir umgekehrt das Niederdeutsche. Z.B. bedeutet im Hamburger Platt das Zeichen Föör "Fähre, Fuhre, Föhre, Fuder, Fjord". Die linguistische Rekonstruktion würde von Homonymienbildung ausgehen, d.h. sie würde behaupten, daß verschiedene Radiceme zu gemeinsamen Lexemen zusammengefallen sind, und sie würde also z.B. Fähre und Fuhre zum Radicem FAHR- stellen. Dagegen könnte man mit der Menne-Semiotik argumentieren, nicht FAHR-, sondern FÜHR- sei das den Lexemen Fähre, Fuhre, Fuder (und evtl. Fjord) gemeinsame Radicem. Grundsätzlich gilt also innerhalb der Menne-Semiotik im Gegensatz zur linguistischen Rekonstruktion, daß man ohne hypothetische phonetische Vorstufen auskommt, solange a) phonetische Ähnlichkeit zwischen Lexemen besteht und b) diese Lexeme gemeinsame semantische Merkmale aufweisen.

3. Ich möchte an dieser Stelle einige Daten aus einer meiner früheren ungarischen Publikationen zusammenstellen. Bekanntlich geht die finno-ugrische linguistische Rekonstruktion davon aus, daß ein sehr beachtlicher Teil der ungarischen Lexeme als nicht-erbwörtlich, d.h. als Entlehnungen eingestuft wird, da man nicht bereit ist, die beiden semiotisch-logischen Prinzipien der Menne-Semiotik auf das Ungarische anzuwenden und stattdessen unreflektiert die Methode der indogermanischen Sprachvergleiche auf die hypothetische "finno-ugrische Sprachfamilien" überträgt. Das führt dazu, daß kaum je zwei Lexeme auf ein Radicem abgebildet werden und daß also ganze Wortfamilien

auseinandergerissen werden. Deshalb muß hier das gigantische Werk von Gergely Czuczor und János Fogarasi mit dem bescheidenen Titel "A magyar nyelv szótára" (1862-1874) mit größtmöglichem Lob erwähnt werden, denn mehr als 100 Jahre vor dem Erscheinen der Menne-Semiotik wurden deren Prinzipien in diesem 6bändigen Monumental-Wörterbuch bereits vorweggenommen, und man ging anstatt von rekonstruierten, d.h. nicht-bezeugten "Wurzeln" von "Wort-Büschen" aus. Als Beispiel bringe ich hier die durch die Radiceme kVr, hVr und gVr (k/h/g - Vokal - r) erzeugten Wortbüsche. Die gemeinsame Bedeutung dieser drei Radiceme, die man wohl sogar noch in einer 4. Abstraktionsstufe zu einem einzigen "Super-Radicem" vereinigen könnte, ist "rund":

### 3.1. Radicem kVr

kar "Arm"  
kar-ám "Pferch"  
kar-ika "Reifen"  
kar-ima "Rand, Bräme"  
kar-ingani "umzingeln"  
ker-ni, kér-ni "bitten, fragen"  
kér-eg „Rinde“  
ker-ek "rund"  
ker-ék „Rad“  
ker-ingeni "flattern, herumfliegen"  
ker-ítani "einschliessen"  
ker-t „Garten“  
ker-ülni "rundherum gehen, umgehen"  
kor "Alter, Zeitalter"  
kor-c "Saum"  
kor-lát "Brüstung"  
kor-ong "Scheibe"  
kör "Kreis"  
kör-nyezni "umgeben"  
kör-ül „rundherum“  
kör-zet „Kreis, Bezirk, Distrikt“  
kur-itol "entrunden, schärfen"  
kur-kálni "umzingeln, suchen"

### 3.2. Radicem hVr

har-ang „Glocke“  
hár-ítani „wegrollen, abwälzen, ablenken“  
har-kály „Specht (m. krummem Schnabel)“  
her-e „Drohne; Hode“  
hor-dó „Fass“  
hor-og „Bogen, Haken“  
hur-ok „Schlinge“

húr „Sehne, Saite, Bogen“

### 3.3. Radicem gVr

gar-at „Schlund, Mühltrichter“

gör-ni „rollen“

gör-be „krumm; Kurve“

gör-cs „Knoten“

gör-dülni „rollen (vitr.)“

gör-getni „rollen (vtr.)“

görg-ő „Rolle, Walze“

gör-nyedni „sich beuge, bücken, krümmen“

gör-öngy „Scholle, Erdbrocken“

gur-ni „rollen“

gur-iga „Zwirnrolle“

gur-ítani „rollen (vtr.)“

gur-úlmi „rollen (vitr.)“

Dieses Radicem dürfte ferner in weiteren Sprachen vorkommen. Vgl. z.B. im Deutschen: kVr: Karde „Distel“, Kord, Kordel „rundgewickelte Schnur“, Korde „Besatz“ (vgl. ung. kar-ima), Kork „Rinde des Korkbaumes“ (vgl. ung. kór-eg), Korn, Kragen, Kringel, Krangel „durch Verdrehen entstandene Schleife“, kraus, kräuseln, auch: Ge-kröse, Kreis (mit vok. Nullstufe), Krug. - hVr: Harde „Verwaltungsbezirk“ (vgl. ung. kór-zet), Harst „Gruppe, Schar“ (?), Herde, Hirt (herder), Horde, Horn, Horst, Hort, Hürde „Flechtwerk“ (vgl. ung. kert). -gVr: Garbe, Garten, Gerte (? urspr. Rundstab), Grotte (< griech. krypta), Grube, Gurt, mit Nullstufe: Grus, Graus „Sandkorn“ (?).

Wie gesagt, werden diese Wortbüsche in der linguistischen Rekonstruktion dadurch zerrissen, daß ihre Glieder als Entlehnungen abqualifiziert werden, vgl. z.B. die folgenden Angaben aus dem Etymologischen Wörterbuch des Ungarischen von Benkő et al. (Budapest 1993 ff.):

kar (Old-Turkish), arm

karika (possibly Magyar), hoop, loop (h- : l- [!])

karima (northern-Slavic), brim

karám (unknown origin), pen, fold

karing (not mentioned), to circulate, to circle

ker (not mentioned),

kerek (the further development of ker-), round

kerül (Finno-Ugrian), to move around something

kerít (Finno-Ugrian), to enclose

kering (further development of ker), to fly in a circular pattern

kéreg (derivative), bark, outer covering

kor (Turkish origin), age, as in aetas

korong (Slavic origin), disk

korc (Old French),

korlát (unknown origin), railing

kör (created by analogies), circle

körös (Magyar development), circular

köröz (formation), to circle around

körny (new creation from the 19th c.)

környez (19th c. creation), to neighbor a location

körül (finno Ugrian), around



kur (not mentioned),  
kur-itol (unknown origin), to grind, to sharpen  
kur-kál (origin uncertain), to search

obwohl doch rein synchron z.B. die homorganen Entsprechungen k/g/x/h paradigmatisch sind, d.h. das Kriterium a) der Menne-Semiotik (die phonetische Ähnlichkeit) durchwegs erfüllt ist, vgl. z.B. machen und mögen, ferner: niederdt. maken, schwzdt. maxe, bündnerdt. mahe „machen“.

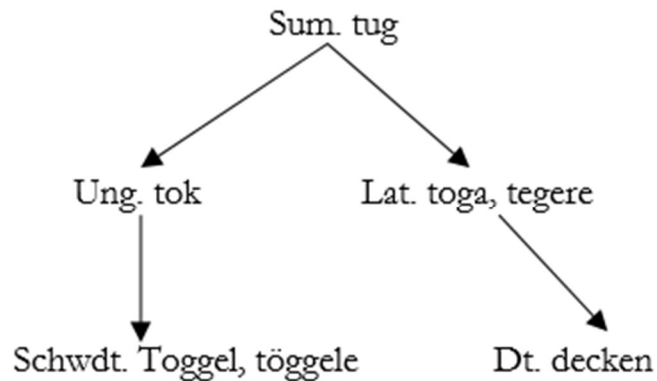
## Literatur

Czuczor, Gergely/Fogarasi, János, A magyar nyelv szótára. 6 Bde. Pest 1862-1874

Menne, Albert, Einführung in die Methodologie. 3. Aufl. Damrstadt 1992

## „Heinzen“ , ein rätisch-sumerisches Wort im Alpenländischen

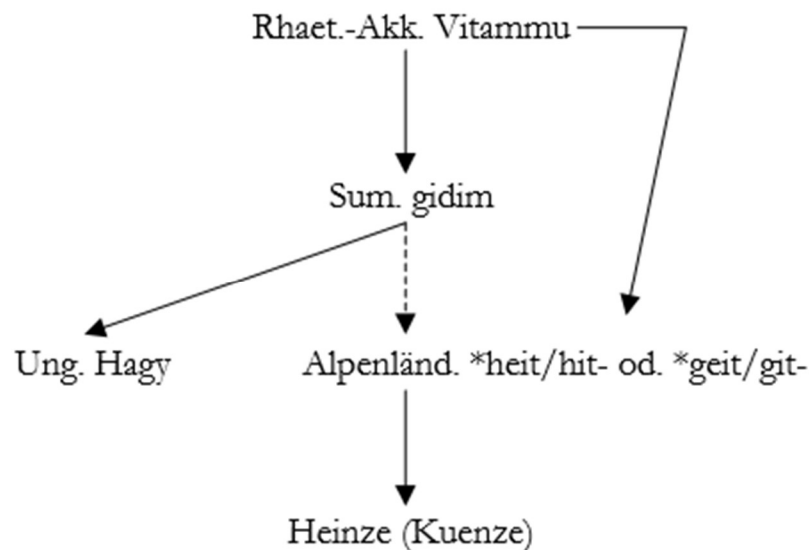
1. In Toth (2009) hatte ich gezeigt, dass schwzdt. Toggel „Blödiän; Holzfigur“, töggele „herumspielen; Tischfussball spielen“, engl. toggle, tog, ung. tok „Hülle, Etui, Futteral“ und lat. tegere „bedecken“, toga „Toga“ auf sum. tug zurückgehen, und zwar so, dass der lat. und der ung. Zweig voneinander unabhängig sind:



2. Nach Isler (1971, S. 139 f.) wird nun die Sennenpuppe nicht nur Toggel, sondern auch Tuntschi („Sennentuntschi“), daneben aber auch Heinze und Kuinze genannt. Es liegt nahe, in den vermeintlichen Verballhornungen von Heinrich und Konrad ursprüngliche Appellative zu suchen, welche dieselbe Semantik wie derjenigen von Toggel und Toga haben, nämlich „Geist“ einerseits und „Hülle“ andererseits. Es kann angenommen werden, dass das –n- in Heinze ein unetymologischer Einschub ist und dass der Stamm ursprünglich \*heit/hit- oder \*geit/git- gelautet hat, denn genau dasselbe unetymologische –n- findet man in Tuntschi gegenüber Toggel, die trotz der Affrikata dasselbe Etymon zu haben scheinen. Hier bietet sich der Name des akkadischen Totengeistes Vitammu, später Itammu an, der auf einer rätischen Inschrift aus Vadena/Pfatten in Südtirol bezeugt ist (vgl. Brunner und Toth 1987, S. 61; Toth und Brunner 2007, S. 68) und der also auch in grossen Teil des heutigen Kantons Graubünden auf Schweizer Boden verehrt wurde. Im Ung. lebt Vitammu weiter in der Form hagy, in: hagymáz „Fleckfieber“, das über eine Zwischenstufe Proto-Finno-Ugrisch \*kolja „böser Geist“ und Proto-Ugrisch \*k8ńć aus Rhaet.-Akk.-Sum. \*git-/gid- stammt (HMD, S 68) und das seinerseits in der Form Gidim ins

Sumerische entlehnt worden war; vgl. den Eintrag im "Pennsylvania Sumerian Dictionary": gidim (45x: ED IIIb, Ur III, Old Babylonian) wr. gidim; gidim2 "ghost".

Möglicherweise sind also die Namen für das Toggeli „Heinze(l)“ und „Kunzel, Künzel“ bloss phonetischen Varianten voneinander, vielleicht sogar tatsächlich erst nachträglich durch volksetymologische Anlehnung an Heinz und Kunz, Künzli, usw. gebildet, wohin wohl derselbe Fall „Hinz und Kunz“ gehört. Kluge (2002, S. 203), der das Heinzelmännchen ebenfalls als Hyperkoristikon aus Heinrich erklärt, fragt aber zu recht: „doch ist unklar, warum gerade dieser Name für diese Bezeichnung ausgewählt wurde“. Hier scheint also der folgende Stammbaum vorzuliegen:



Der gestrichelte Pfeil zwischen Sum. und Alpenländ. besagt, dass Heinze und Kuenze besser zu sum. Gid- als zu rhaet.-akk. Vit- passen würden, dass aber die Annahme, dass der Name des Totengeistes von der Rhaetern in die Alpen gebracht wurde, wegen der dort nachgewiesenen Präsenz der Rhaeter, vorzuziehen ist.

## Bibliographie

Brunner, Linus/Toth, Alfred, Die rätische Sprache enträtselt. St. Gallen 1987

Benkő, Loránd, Etymologisches Wörterbuch des Ungarischen. 6 Lieferungen. Budapest 1992 ff.

HMD = Toth, Alfred, Hungarian-Mesopotamian Dictionary. The Hague/Budapest  
2006

Isler, Gotthilf, Die Sennenpuppe. Basel 1971

Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24. Aufl.  
Berlin 2002

Toth, Alfred/Brunner, Linus, Rhaetic. The Hague/Budapest 2007

## Die Wurzeln \*KVm(b)- und \*Kub-

1. Neben den bereits behandelten Wurzeln \*KVm(b/p) „rund; krumm“ (Toth 2011a) \*KVm(b)- „Ausbuchtung“ (Toth 2011b) und scheint es eine ebenfalls in vielen, vielleicht allen Sprachen vorhandene (und teilweise verdunkelte) Wurzel \*Kub- „Einbuchtung“ gegeben zu haben. Im Zusammenhang mit dem von mir in Toth (2008) dargelegten „sympathetisch“-nicht-arbiträren Zeichenmodell ist hier also erstens die komplementäre Bedeutung der Wurzeln \*KVm(b)- und \*Kub- und zweitens die Konstanz von V = u bemerkenswert. Wie die im folgenden zu präsentierenden Belege nahelegen, imitiert das dunkle U offenbar (ebenso wie in der hier verwendeten Schrift) nicht ein Aufhäufen, sondern ein Entnehmen von Materie. Bei genauerem Besehen verhalten sich jedoch nicht nur die Formen beider Wurzeln iconisch zueinander, sondern auch ihre Bedeutungen, denn während das Aufhäufen von Materie im horizontalen Szenario das Ausbuchten voraussetzt, führt das Ausbuchten andererseits zu einem Aufhäufen der ausgebuchteten Materie (Walde 1910, S. 213 spricht von „Wölbung nach einwärts bzw. auswärts“). Man sollte also am besten von Aufhäufen vs. „Aushäufen“ sprechen. Geht man von dieser semiotischen Erklärung des formalen und inhaltlichen Zusammenhangs der Wurzeln \*KVm(b)- und \*Kub- aus, so ergeben sich interessante etymologische Zusammenhänge, die weit über die von der klassischen diachronischen Linguistik gemutmaßten Zusammenhänge innerhalb, aber nicht außerhalb von Sprachfamilien hinausgehen.

2. Deutsch: Kübel, Kufe, Zuber. Mit erweiterter Wurzel: Humpen. Hafen „Topf; Seehafen“ und plattdt. Haff „Küstenbucht hinter Nehrung“ weisen auf dunkles a, vgl. anord. hofn, so auch in altirisch cúan „Seehafen“, hierhin wohl (vgl. Kluge 2002, S. 382) auch Haft „Einschließung“. Ein interessanter Fall ist Koffer < franz. coffre „Lade, Koffer“ < lat. cophinus „Weidenkorb“ < griech. κόφινος „id.“, und dieses von „unklarer Herkunft“ (Kluge 2002, S. 508), vgl. jedoch ung. köpü „Faß, Butterfaß“, wohl zu akkad. gubbu „Wasserbehälter“ < sumer. ku-ub<sub>4</sub> „cavity“.

Schweizerdeutsch: Kubel, Kobel, mhd. kobel „Felsenschlucht“ (vgl. z.B. Arnet 1990, S. 225). St. Galler Ortsname Gübsen < ahd. cubisi „Bauernhütte“ (> schwzdt. Güpsi „Bauernhütte“), ferner schwzdt. Hüppe „Teigröhre, cannolo“.

Lateinisch: cupa „Kufe, Tonne“, cuppa „Becher“; mit dunklem a-Vokalismus: cavus „hohl“, cavea „Käfig“, caul(l)ae „Körperöffnungen“, caulis, colis „Stengel, Schaft (d.h. der hohle Stengel)“, viell. caupulus „Art kleinerer Schiffe“, caverna „Höhle“.

Griechisch: γύπη, κύπη (Hesiod), κύπελλον „Becher“. Mit erweiterter Wurzel: κύμβη „Becken, Kahn“, κύμβος „Gefäß“, κυμβίον „Schale“. Mit dunklem a: κοῖλος „hohl“ < kow-ilo- (Walde 1910, S. 146), κύαρ „Loch“, κύαθος „Becher“, κύτος „Höhlung, Bauch“, ἐγκύμων „schwanger“.

Sanskrit: kūpa-ḥ „Grube, Höhle“. Mit erweiterter Wurzel: kumbhá- ḥ „Humpen“. Mit Verdunkelung des Vokals: ṣuṣiḥ „Höhlung eines Rohrs“, ṣuṣirá-ḥ „hohl“.

Angelsächsisch: cofa „Höhlung, Innenraum“, kȳf „Bienenstock“, engl. cup „Tasse“. Zum Verhältnis von engl. cup „Wölbung nach innen“ und dt. Kopf (< lat. caput) „Wölbung nach außen“ vgl. den hochinteressanten rät.-dt. Doppelnamen Giuvaulta, dt. Rothenbrunnen, auf den Brunner (1987) hingewiesen hatte: rätorom. Giuvaulta besteht aus giuv „Joch“ (< lat. jugum) und ault „hoch“, es sollte somit eigentlich „Hohenjoch“ heißen, aber das eine Wölbung nach außen bezeichnende rätorom. giuv ist nur eine volksetymologische Umdeutung aus rät.akkad. gubbu „Brunnen“, also eine Wölbung nach innen, und genau dieses steckt im offiziellen dt. Namen „Rothenbrunnen“ (dieser Übersetzungsname beweist ferner, daß Rätisch mindestens zur Zeit der Ankunft der Alemannen noch gesprochen wurde, vgl. Toth 2006a).

Altisländisch: hūfr „Schiffsrumpf“.

Keltisch: kymr. (mit erweiterter Wurzel): cwmm „Tal“, „“, kymr. gogof, bret. kougoñ „Höhle“.

Iranisch: (mit erweiterter Wurzel): mir. cum „Gefäß“, cummal „Becher, Schale“, kubūn „hölzerne Trinkschale“ (Pāmīr). Mit verdunkeltem a: cūa „hohl“, cūass „Höhle“.

Semitisch: Akk. gubbu „Zisterne“, hebr. gab „Brunnen“, äthiop. geb „id.“, arab. jubb „id.“

Urindonesisch: Tagalog kubo „Hütte“, Javanisch kuwu' „id.“, Ngadju-Dayak kowo' „in eine Waldhütte eingesperrt“ (Dempwolff, Bd. 3, S. 81)

3. Die Verbreitung der Wurzel \*Kub- von Norddeutschland bis Polynesien und von der Bretagne bis nach Ungarn (und damit, qua uralische und altaische Sprachfamilien, wohl noch viel weiter nach Osten) weist darauf hin, daß man nach einer allen Belegen gemeinsamen Wurzel suchen muß. Zunächst weisen die auffällig seltenen Vertretungen unserer Wurzel im Deutschen darauf hin, daß die folgenden ungarische Belege wohl ins Deutsche entlehnt wurden und nicht umgekehrt im Ungarischen Entlehnungen aus dem Deutschen darstellen:

Ungarisch: csoba, csobán, csobány „Lägel, Fäßchen“, csöbör „Zuber“, cső (< cső, vgl. Akk. csövet) „Röhre“, csölye „abgetretene Schuhe“, csör „Schnabel“ (vgl. auch csöre „nackt“ vs. ür „leer“ und ihr Verhältnis zu csöv- „Rohr“!), kóbor „geflochtener Korb“, köpü (mit langen Varianten) „Butterfaß“, kubuc „Eierkorb aus Stroh“, kupa „ein Trinkgefäß“. Sehr interessant ist der mögliche Zusammenhang von csö-d „Konkurs“ (Ableitung von csöv- „Rohr“) und csökkenni „fallen“ (vgl. dt. „in Konkurs fallen“ = zusammenbrechen) und weiter mit hopp-anni „fallen“.

Da die Zugehörigkeit des Sumerischen zur uralisch(-altaischen) (Makro-)Familie spätestens seit Parpola (2007) als anerkannt gelten dürfte, müssen wir in einem zweiten Schritt den Ursprung der ungarischen Formen im Sum. suchen (vgl. Toth 2006b):

Sumerisch: KU "Loch" + ub<sub>4</sub> "Höhlung"

Sum. ku- ub<sub>4</sub> hat direkt (Sprachkontakt in Mesopotamien) akkad. gubbu „Zisterne“ ergeben, dieses ist mindestens im rätorum. Beispiel Giuvaulta direkt belegt. Es muß also sowohl von direkter als auch von indirekter (via Akkad.) Vermittlung des Sumerischen ausgegangen werden.

## **Bibliographie**

Arnet, Martin, Die Orts- und Flurnamen der Stadt St. Gallen. St. Gallen 1987

- Brunner, Linus/Toth, Alfred, Die rätische Sprache. St. Gallen 1987
- Dempwolff, Otto, Vergleichende Lautlehre des austronesischen Wortschatzes. Bd. 3. hamburg 1938
- Kluge, Friedrich et al., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24. Aufl. Berlin 2002
- Parpola, Simo, Sumerian: A Uralic Language. Helsinki 2007
- Toth, Alfred, Hungarian-Mesopotamian Dictionary. Budapest 2006
- Toth, Alfred, Überlegungen zu einer relativen Chronologie der rätischen Sprache. In: Zeitschrift für Sprache und Sprachen 35, 2006, S. 15-32
- Toth, Alfred, Der sympathische Abgrund. Klagenfurt (U.P.) 2008
- Toth, Alfred, Die weitverbreitete Wurzel \*KVm(b/p) und der sumerische Ursprung des Ungarischen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011a
- Toth, Alfred, Die ung. Wurzel \*KVm(b)- ohne Nasal. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011b
- Walde, Alois, Lateinisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1910 (neuere Aufl. mir z.Zt. nicht zugänglich)



## Die ung. Wurzel \*KVm(b)- ohne Nasal

1. In Toth (2011) hatte ich ausführlich die ung. und einige weitere Nachfolger der Wurzel \*KVm(b/p)- „rund, gebogen; krumm, schief; hohl“ behandelt. Nun gibt es im Ung. aber noch eine kleine, jedoch linguistisch interessante Klasse von Wörtern, die trotz großer lautlicher Ähnlichkeit scheinbar ganz verschiedene Bedeutungen aufweisen:

### 1.1. Wurzel \*KV(b)- mit V = ö

göb „Buckel, Höcker“

göbbenni „im Wasser versinken“

göbce „die tiefste Stelle im Wasser“

göbe „Mutterschwein, Bache“

göbecs „Schrot“

göbécs, göbécse „Sandgriß“

göbhal „Gründling (gobio gobio)“ = görgicse

göböly „Mastvieh“

### 1.2. Wurzel \*KV(b)- mit V = ü

gübe „Wasserwirbel“

gübü „Fischtrampe“

gübülni „das Wasser mit der Störstange trüben“

2. Daß somit als Vokale nur die gerundeten ö und ü aufscheinen, muß durch den folgenden Labial, der konstant b ist, bedingt sein und untermauert wieder einmal die Tatsache, daß die ungarischen Vokale – nicht nur, was die Quantitäten, sondern auch was die Qualitäten betrifft – flüchtig sind, ähnlich wie in den semitischen Sprachen. Das ist natürlich deshalb noch viel besser möglich, da das Ung. im Gegensatz zu den idg. und den sem. Sprachen keinen

Ablaut, d.h. keinen morphologisch relevanten Phonemwechsel in den Stammsilben kennen.

Da in allen obigen Fälle also nur b erscheint und der Vokal mit ö/ü ebenfalls konstant ist, konnte der ebenfalls labiale Nasal in \*KVm(b/p)- schwinden – ähnlich wie in den folgenden Beispielen der labiale Okklusiv geschwunden ist, denn neben gomb “Knopf”, gomba “Pilz”, gombány „Pilzkoralle“, gombóc “Knödel”, gombóda “Klößchen; Mehlbrei”, gomboly “Ballen”, gombolyag “Knäuel”, gombolyít “haspeln“, gombolyodik “sich zusammenknäueln” und gomborka „Leindotter“ haben wir auch gomoly “Ball, Knäuel”, gomolya “süßer Käse in Kugelform”, gomolyítani “kugeln, ballen” und gomolyodik = gomolyog “sich kugeln“. Die Wurzel \*KVm(b)- tritt somit in den zwei Alternanten \*KVm- und \*KVb- auf. Da nach Saussure Signifikanten- und Signifikatenseite des Zeichens „wie die Recto- und Versoseite eines Blattes Papier“ zusammenhängen, dürfen wir unterstellen, daß unsere obigen Beispiele neben einer (synchron!) rekonstruierten gemeinsamen lautlichen auch eine gemeinsame semantische Basis haben, und diese ist natürlich diejenige der Wurzel \*KVm(b/p)-, denn die Alternanzen erweisen sich nur als lautliche.

3. Wenn wir wie immer noch den ältesten Beleg für unsere Wurzel suchen, dann finden wir sum. gub<sub>2</sub> "baden, sich waschen" und akk. gubbu „Zisterne" (> rät. id., z.B. in rätorum. Giuvaulta „Ort im Hinterrheingebiet (dt. Rothenbrunnen)"). Allerdings muß das akk. Wort wegen der Bedeutungsspezifizierung Wasser > Badewasser entlehnt sein, denn in Mesopotamien wurden die Brunnen in erster Linie als Trinkwasserspeicher und nicht als Badetröge angelegt! Nun mag die Zisterne ihren Namen nach der charakteristischen runden Form dieser Brunnen haben, allein, die Bedeutung „rund“ muß noch älter sein und kann daher vielleicht aus einem Substrat des Sum. stammen. Jedenfalls hätten wir ohne das Zeugnis des Ung. keinen Hinweis darauf. Die Bedeutung von ung. göb „Buckel, Höcker“ kann natürlich nicht ursprünglich sein, sonst könnte man diejenige von göböly „Mastvieh“ nicht erklären. Beiden gemeinsame ist wiederum nur die Rundheit, die man natürlich mit der Dickheit bzw. Fettigkeit identifizierte. Da das Schwein unter den Tieren den Inbegriff des Fetten darstellt, erklärt sich hieraus die Bedeutung von göbe (und damit der lautliche Zusammenhang der ü- und der ö-vokaligen Belege). Sowohl der Wasserwirbel

(gübe), als auch die Fischtrampe (gübü) sind rund, das Verb gübülni ist also nicht nur lautlich durch das -l-Suffix, sondern auch semantisch von seinem Grundwort abgeleitet. Rund sind auch die Körner des Sandes (göbécs) und des Schrotes (göbecs), die, wie man sieht, durch die Opposition e : é lautlich differenziert wurden und natürlich keine verschiedene Etymologisierung mit irgendwelchen Laryngalen verlangen. Ein sehr schönes Hinweis auf die Korrektheit unserer Etymologie bietet der Name des Fisches Gründling: neben göbhal bieten die Wörterbücher von Ballagi und Czucuor-Fogarasi auch görgicse, das zur Familie der Rundes bezeichnenden Wörter görögni, görgetni „rollen“ gehören, denn Eckiges kann nicht rollen. Die tiefste Stelle im Wasser, göbce, ist natürlich vom Wassergrund aus gesehen ein Loch, d.h. wiederum etwas Rundes (es gibt haufenweise Belege für die Bedeutungsentwicklung „rund“ > „hohl“, vgl. z.B. die ung. Stämme gom- (gomolyogni „sich kugeln“ und homorú „hohl“). Somit setzt die Bedeutungsentwicklung des Verbes göbbenni nicht etwas göb „Buckel“ voraus, sondern ein Grundwort im Zusammenhang mit den Belegen für „Loch im Wasserboden, tiefste Stelle“. Das letzte zu besprechende Wort, das Verb gübülni „das Wasser mit der Störstange trüben“ ist direkt von gübü „Fischtrampe“ abgeleitet.

## Literatur

Toth, Alfred, Die Wurzeln \*KVm(b)- und \*Kub-. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011